

W nterhaltungs-Beilage ≈≈ des Wiesbadener Tagblatts ≈≈

Nr. 181.

Freitag, 6. August

1926.

(6. Fortsetzung.)

Herztod.

Roman von Wilhelm Herbert.

(Nachdruck verboten.)

Baron Hans war schon vorher weggegangen, um den Grafen Leo auf ihr Bleiben vorzubereiten. Beide Herren kamen gemeinsam zurück, und auch der Schlossherr gab seiner lebhaften Freude darüber Ausdruck, weil Gräfin Ate seiner Richter ihren Beistand in dieser Zeit der inneren Not nicht versagte.

Es ließ sich ohne Schwierigkeit so einrichten, daß die Gräfin das Zimmer neben Berta bekam, vor dem sich eine Altane befand, die über dem Park lag. In dem gleichen Raum des Obergeschosses hatte Dr. Thomas übernachtet.

Ein Diener wurde mit der Botschaft nach Sawinten geschickt, das am anderen Ende des Tales lag, um Ates Jose mit dem Nötigsten herzuholen, dessen die Gräfin für die nächste Zeit bedurfte. Nachdem dies alles vorbereitet war, ließ man Berta allein. Sie sollte ruhen, um bis Mittag so weit gestärkt zu sein, daß sie an der gemeinsamen Tafel erscheinen könnte.

Ate entlich sich ein Buch aus der Bibliothek und ging in den Park.

Sie brauchte Einsamkeit. Das Schicksal der toten Freundin bewegte sie heftiger als je, seitdem sie von ihrem Unglück erfahren hatte. Der Anblick Rolf's in der Stunde der Beerdigung hatte Gedanken in ihr wachgerufen, die noch nie so klar und mit so unabweislicher Schärfe vor sie getreten waren als eben jetzt. Nun, da Hedis Leben so plötzlich beendet worden, da es einen so furchterlichen Abschluß gefunden hatte, empfand die Gräfin als Frau für die Frau zehnfaß die Kränkung, mit der Rolf dieses Leben in den letzten Wochen verübt hatte. Was es gewesen war, das plötzlich in Hedis Schicksal eingegriffen — sie wußte es nicht. Die Tote hatte mit niemand davon gesprochen. Aber ihre beiden engsten Freundinnen fühlten aus jedem ihrer stillen, leidvollen Blicke, daß etwas geschehen war, was jäh wie vernichtender Reif über ihren frohen Jugendfrühling gekommen. Mit dem Feingefühl des Weibes empfand Ate gleich Berta, daß Rolf diese schlimme Wendung verschuldet hatte. Und es war der Gräfin nun, da sie durch den sommerstillen Park ging, als sei von dieser geheimen Schuld alles Unheil ausgegangen, das in den letzten Wochen über Schloß Klammek und seine Bewohner gekommen war. Eine für die andere!

Ihr Frauenempfinden, ihr Freundschaftsgefühl rief nach Sühne. Die Lebende sollte und mußte der Toten Genugtuung verschaffen — nicht nur der einen Toten — den beiden. Denn auch Hedis Tante war nach ihrer Überzeugung an dem gleichen Frevel zugrunde gegangen.

Baron Rolf war ihr immer schon fremd und ferne. Sie verstand seine hochfahrende, höhnische Art nicht, mit der er allem gegenübertrat, was ihm begegnete. Es war ihr immer unbegreiflich und leid gewesen, daß Hedi ihn anscheinend liebte. In ihrer weicherer Art freilich gerade durch dieses brutale Draufgängertum gewonnen, das sie mit starker, aufrichtiger Männlichkeit verwechselt haben möchte.

Sie aber hakte ihn Ate, und nicht um eine Welt hätte sie es geduldet, daß er die an ihrem Schmerz zerbrochene in seine Arme genommen haben würde. Es

wäre für sie Entweihung des reinen Wehes der Frau um die Frau gewesen.

Nie mehr wieder sollte er, soviel an Ate lag, das gleiche wiederholen, was er an Hedi getan. Kein Weib mehr sollte, soweit sie vermochte, unter seinem rohen Egoismus leiden.

Während sie so sann, war sie an jenes Buschhügel gekommen, in dem eine moosüberzogene Steinbank beaufsichtige Spaziergänger zu versteckter Muße lud.

Da schnellte eine dunkle Gestalt von dem Sitz auf. Die Gräfin sah mit unangenehmem Erstaunen eine Fremde, der sie noch nie im Schloß begegnet war.

Es war die Tänzerin. Sie mochte erwartet haben, daß Baron Rolf, der sie im offenen Burghof verleugnete, später hierherkam, um an der Stelle ihres nächtlichen Beisammenseins reuig gut zu machen, was er damals und eben wieder an ihr geschehlt. Statt dessen sah Sybille nun die junge Gräfin vor sich, die in ihr schon beim Leichenzug Groll und Hass erweckt hatte — mehr noch, als die Tänzerin bemerkte, wie sie sich zwischen Berta und den Baron gestellt. Ohne Gruß mit verleidender Schärfe, wendete sich Sybille ab und ging tiefer in den Park hinein. Kaum war sie dort vor den fremdeten Blicken Ates entchwunden, da kam Baron Rolf in der Tat vom Schloß her, mochte er nun wirklich Sybille gesucht oder für sich allein das Bedürfnis empfunden haben, ungestört seinen Gedanken nachzuhängen. Als er den Busch nicht leer fand, sondern plötzlich vor Ate stand, rötete sich sein Gesicht. Er verbarg seine Überraschung und warf ihr einen bösen Blick zu. „Ich bitte um Verzeihung, Gräfin, wenn ich störe“, sagte er kalt, „ich habe Sie nicht hier vermutet.“ Dann übermannte der Zorn seine Selbstbeherrschung. „Darf ich Sie übrigens fragen“, setzte er schneidend und herausfordernd bei, „was Sie dazu veranlaßt hat, mich in so verleidender Form zu hindern, meiner erkrankten Base beizustehen?“

Sie machte ihn Blick um Blick in eisiger Ruhe. „Sehr wohl, Herr Baron! Ich hatte die Überzeugung, daß meine Freundin Berta, wenn sie dazu imstande gewesen wäre, Ihre Hilfe ebenso entschieden abgelehnt hätte.“

„Gräfin!“ Sein Zähzorn wallte in unheimlicher Hemmungslosigkeit empor. „Wissen Sie, daß Sie mich auf das schwerste beleidigen?“

„Ich weiß nur“, entgegnete sie festen Blicke, „daß Sie der letzte sind, der Grund gehabt hätte, sich am Grabe unserer unglücklichen Hedi besonders bemerkbar zu machen.“

Seine Lippen formten einen stammelnden Laut. Es war, als wolle er sich auf sie stürzen. Dann sanken ihm die halberhobenen Arme, und er stand einen Augenblick in hilfloser Lähmung mit zum Tode erschrockenen Augen.

Aber im nächsten Atemzuge war diese Schwäche jähnschreckes verslogen.

„Was soll das heißen?“ sagte er ihr halblaut, nahe, mit brennendem Hauche ins Gesicht.

„Sie haben schmählich an Hedi gehandelt“, entgegnete sie furchtlos, ohne seinem Blicke auszuweichen.

„Das war eine Verleumdung“, antwortete er heftig. „Das tritt meiner Ehre zu nahe und würde von keinem Manne ungestraft ein zweitesmal wiederholt. Ihnen freilich . . .“

Er zuckte höhnisch die Schultern. „Weibergeschwätz!“ stieß er dann mit lautem Lachen heraus, drehte sich weg und schien bemüht, pfeifend in einen Seitenweg einzubiegen.

Aber ihr lohendes Auge, das ihm folgte, riss ihn wieder herum.

„Ich warne Sie“, sagte er drohend. „Ich warne Sie dringend, Gräfin, solche unsinnigen Gerüchte zu verbreiten. Man ist auch Damen gegenüber nicht ganz wehrlos.“

Sie schüttelte den Kopf. „Mit gesellschaftlichen Phrasen erledigen Sie diese Sache nicht, Herr Baron. Weshalb hat die Gräfin, Ihre Tante, den Schlag getroffen? Was hat Hedi in ihrer Jugendblüte geknickt? Was hat sie in den Tod getrieben?“

Mit einem Satze war er vor ihr. „Ich nicht! . . .“ schrie er und ballte die Fäuste. Ganz dicht sah sie in sein Auge — und in diesem Auge stand etwas, an das sie gar nicht gedacht, das sie nicht zu denken gewagt hätte.

„Baron . . .“, flüsterte sie entsetzt.

Ein Zittern ging durch ihren ganzen Leib. Sie griff mit der Hand nach der Rücklehne der Bank und setzte sich müde und schwer, von einer furchtbaren Ahnung niedergeschmettert.

„Was ist?“ murmelte er verstört. „Was wollen Sie von mir?“

Sie hörte ihn nicht. Ihre Blicke gingen in den Park hinter der Fremden her, die längst dort verschwunden war.

Ate lehnte mit fröstelndem Rücken gegen die Bank. Über ihr starker Wille hielt sie aufrecht. „Baron Rolf Klammeck!“ fragte sie langsam. „Wer hat Ihre Base Hedi getötet?“

Er versuchte, mitleidig zu lächeln und einen nachsichtigen Ton anzuschlagen. „Ich sehe wirklich“, sagte er unsicher, „ich darf heute auch der Stärksten der Starken nichts verübeln. Die Nerven der Damen haben allzu mal unter den furchterlichen Ereignissen zu sehr gelitten. Wozu streiten wir uns denn? Um eines Wilddiebs wegen? Sie wissen doch, daß der Waldläufer Hies Trullacher unschuldigweise auf Hedi geschossen hat, die ihn beim Wildern überraschte. Er hat es ja selbst gestanden. Verzeihen Sie — mein Ungezüm! Ich hätte mehr Vernunft und Rücksicht walten lassen müssen“, fügte er mit erzwungener Höflichkeit bei, verneigte sich und ging mit schnellen Schritten nach dem Schloß.

Ate griff mit beiden Händen nach dem Kopf und stützte ihn, der ihr zu zerpringen drohte.

Grauen lag in dem Bilde, mit dem sie ihm nachsah.

Was für ein furchterlicher Verdacht war in ihr aufgestiegen, als sie vorhin in sein Auge schaute?! Was hatte ihr sein verstörter Blick verraten?!

Nein, nein, nein, keine Gespenster am hellen Sonntag!

Sie erhob sich rasch und ging tiefer in den Park, um vor sich selbst zu fliehen. Fast sinnlos vor Angst suchte sie den Gedanken zu entrinnen, die mit grausamem Ungezüm auf sie einstürmten. Sie sah die schwarze Gestalt nicht, die in einem nahen Dickicht stand und das Gespräch belauscht hatte. Weit hinter ihr trat Sybille auf den Weg und schlich nach der anderen Richtung, wo eine Lücke im Zaun sich zwischen überhängenden Erlen barg. —

Als der Wachtmeister gegen Mittag an Trullachers Hütte vorüberkam, sah er, daß die drei Kinder einiges Gepäck auf ein Handwägelchen luden, mit dem sie in der Richtung gegen die eine halbe Stunde entfernte Bahnstation wegfuhren.

Gleich nachher trat Sybille aus dem Häuschen. Sie hatte das schwarze Kleid abgelegt und trug ein rotes Kostüm, das ihre dunkle, rassige Schönheit hervorhob. Ein breiter Federnhut überhauptete die spöttischen Augen, mit denen sie den Beamten betrachtete, während sie trällernd an ihm vorüberschritt. Sie schien eine ganz

andere geworden. Nichts mehr von dem gedrückten heimlichen Wesen war an ihr, das man hier zuweilen bei der Tänzerin beobachten zu können meinte — ihr leichtes Blut hatte, so mochte es düren, all das abgeschüttelt und sich zu frohem Künstlertum befreit. Sie witterte Großstadtlust. Der Wachtmeister blieb eine Weile stehen und schaute ihr nach. Es war ihm lieb, zu bemerken, daß der unruhige Geist, dem er nie recht getraut, aus seinem Amtsbezirke schwand. Auch für Trullachers Weib, das offensichtlich ganz unter dem Einfluß der Herrschen gewesen, empfand er es wie eine Erleichterung. Und doch hätte er die Tänzerin in der nächsten Zeit zu gerne beobachtet. Die Worte des Richters schwieben ihm vor. Sie ging nicht umsonst. Es war kein Abschied zu heiterer Künstlersfahrt — sie floh vor dunklen Taten. Zedenfalls beschloß er, die Wahrnehmung sofort dem Gericht zu melden, und ging nach seiner Wohnung.

Unterwegs begegnete er dem Baron Rolf und sah mit lebhaftem Interesse, daß dieser gegen den Felsblock hinaus schritt, hinter dem die Hütte lag.

Der Wachtmeister lachte bitter vor sich hin. „Ausgeflogen!“ brummte er. „Wirst keine Freude an dem Vogel erleben, meine ich.“

Rolf ging an der Hütte vorüber, blieb in einiger Entfernung stehen und kehrte um.

Mit raschen Schritten betrat er die ärmliche Stube, in der Trullachers Weib am Herde hantierte.

Sie schrak zusammen, als sie den Baron sah, und stand mortlos und geduckt vor ihm, wie wenn sie aus seinen Händen ihr Schicksal entgegennehmen sollte.

„Wo ist Ihre Schwester?“ fragte er barsch.

„Nicht“, murmelte sie demütig.

„Wohin fort?“

„In die Stadt — sie will wieder tanzen.“ Der strohgelbe, von grauen Fäden übersponnene Kopf senkte sich noch tiefer.

„Was?“ schrie er spitz. „Wieder tanzen! Was soll denn das für ein Unsinn sein? Habe ich ihr nicht gesagt, daß es damit ein — für allemal Schluss ist?“

Er schlug sich mit der Reitpeitsche, die er in der Hand trug, gegen den Schenkel und drehte sich halb auf dem Absatz, als ob er sofort die Hütte verlassen wollte.

„Hat sie Ihnen nichts gegeben für mich?“

„Nein!“

„Nichts aufgetragen?“

„Hat nichts, Herr Baron!“

„Der Teufel soll sie holen!“ brummte er und ging rasch und ohne Gruß hinaus.

Das arme Weib sah ihm mit gesetzten Händen nach. Dann ging sie leisend wieder an den Herd zurück und rührte in dem Tiegel.

Rolf schritt scharf aus — durch den Wald nach der Station zu. Er wollte sehen, ob heute noch ein Zug auf dem kleinen Bahnhof verkehrte. Eifersucht, Zorn und Angst jagten ihn hinter der Tänzerin her. Nach zehn Minuten etwa sah er es rot vor sich auf einer Birkenblöße schimmern. Er erkannte die Gesuchte, die neben den Kindern herging, zwischen denen die ungeöhlten Räder des Wägelchens pifften und kreischten.

Hundert Meter weiter hörte die Tänzerin, daß jemand hinter ihr kam. Sie blickte sich um und sah den Baron. Einen Augenblick stand sie unentschlossen. Dann sagte sie zu den Kindern: „Fahrt zu! Ich komme nach.“ Sie ging Rolf entgegen.

„Was ist denn das für ein Unsinn?“ zischte er wütend.

„Ich will hinaus“, sagte sie fühl. „Das hat ja alles keinen Wert. Es ist genug hin um uns. Ich will leben und nicht auch noch daran zugrunde gehen.“

„Unsinn! Unsinn! Wer geht denn zugrunde?“

Sie blickte ihn scharf und lauernd an. „Hast du sie gesehen?“

„Wen?“

„Die große Dunkle . . . die Gräfin soundso!“

Er lachte. „Die Sawinten meinst du?“

„Ja! Die meine ich. Vor der ist mir angst.“

„Was? Vor der? Was braucht dir vor der angst zu sein?“

(Fortsetzung folgt.)

Jägerlatein.

Humoreske von Max Brümm.

und in diesem Augenblick der höchsten Gefahr, meine Herren, surrte das Flugzeug heran; die Stridleiter streifte mich, sie ergreifen, mich festklammern, aber im selben Moment das schon geschwungene Seil dem Bären um Kopf und Vordervantzen werfen, war das Werk einer blitzschnellen Eingebung. Es gab einen gewaltig-schmerzlichen Ruck . . . und schon hauften wir vereint durch Stridleiter und Seil aneinanderhängend durch die Luft. Es war eine im Jagdleben noch nie dagewesene Situation. Der wadere Pilot, die Sachlage sofort erkassend, steuerte in niedrigem Fluge der nächsten Stadt zu, die wir in einer Knappen Stunde erreichten. Dort nahm er seinen Weg zum nahen Zoo, und als der offene Bärenplatz in Sicht kam, machte er einige elegante tiefergehende Schleifen. Ich passte auf wie ein Luchs, und im entscheidenden, günstigen Moment schnitt ich das Seil durch — mein Bär machte einen regelrechten Purzelbaum und landete dann, böhmlich verdutzt liegen bleibend, wohlbehalten im Bärenswingar. So habe ich meinen ersten lebenden Bären gefangen. — Prost, meine Herren!

Oberförster a. D. Michael lehnte sich aufatmend in seinem Sessel zurück. Seiner riesigen Brust entstiegen mächtige, phantastische Rauchwolken, und verschmitzt lächelnd hörte er den Äußerungen seiner Tischaugen zu. Wie eine vom Habicht aufgescheuchte Hühnerhorde flatterten die Worte des Beißalles und Widerspruchs über den Tisch. „Fabelhaft!“ „Nicht zu glauben!“ „Na ja — Michael!“ „Jägerlatein!“ usw. schwirrte es hin und her.

„Na, Sie sagen ja garnichts, verehrter Herr Doktor!“ Mit diesen Worten wandte sich Apotheker Steiner einem Gast zu, der in seiner dequemen Sofaecke aufmerksam lauschend der abenteuerlichen Erzählung Michaels gefolgt war. „Ja, was soll ich darauf sagen?“ meinte der Angekrode, „ich muß die Geistesgegenwart und tüchtige Entschlossenheit unseres lieben Freundes nur bewundernd anerkennen!“ — „Sie, Doktorchen,“ rief der kleine fidele Rector vom Lyzeum des Städtchens über den Tisch hinweg dem Sprecher zu, „Sie sind uns als alter Rimrod und erfahrener Weltreisender immer noch eine interessante Jagdgeschichte schuldig. Bitte, nicht abwehren!“ fügte er hinzu, als er bemerkte, daß Doktor Behrens lächelnd den Kopf schüttelte, „schon zwanzig Jahre sagen Sie, Ihre Wohnung ist ein Sammeliusorium seltener Jagdtrophäen; die ganze Welt haben Sie bereist — und wollen kein Abenteuer gehabt haben? Unglaublich!“

Rum drängend auch die andern bittend auf Behrens ein. Da gab er endlich den Widerstand auf. „Rum, meine Herren, wenn Sie mich so quälen, will ich doch eine kleine Geschichte zum Besten geben, die mir in Afrika passierte. Vorausgesichtete möchte ich noch, daß es die Reise war, die ich kurz nach der Feier des 25jährigen Dienstjubiläums unseres lieben Oberförsters antrat, bei welcher Gelegenheit er uns in fidele Stunde sein Konterfei mit humorvollen Widmungsworten verehrte.“

Lachendes Erinnern und lebhafte Zustimmung. Doktor Behrens lehnte sich zurück, nahm einen kleinen Schluck und strich sich versonnen über die hohe Stirn. Aufmerksam, wie Kinder um die Erzählerin, rückte man näher. Das konnte ja spannende Minuten geben! Doktor Behrens, der bekannt Schweissame, dessen Wahrheitssiebe sprichwörtlich war, erzählte ein Erlebnis. Acht Augenpaare blickten offene Neugier. — Dann begann der Erzähler:

„Meine letzte Auslandstreise führte mich auf dem füreinsten Wege nach Afrika. Meine lang unterdrückte Leidenschaft, die Jagd nach dem „Herrn mit dem dicken Kopf“, wie die Einwohner den Löwen nennen, verlangte Befriedigung. Schon zu lange hatte ich nicht mehr das die Herzen in Furcht erstarren lassende Donnergrollen des edelsten Jagdtieres gehört, wenn es, in glutenden Wüstennächten den Sand peitschend, brüllend die Gefährtin rüst.

Von Algier aus kam ich nach längeren Streifzügen, die Dase Tuat streifend, bis in das gefürchtete Land der Tuaregs und Beni-Mjab, der Heimat des Berberlöwen. Durch eine seltsame Fügung, die ich hier nicht erzählen möchte, war es mir vor langen Jahren gelungen, Gastfreund des Scheichs Ben Ibrahim zu werden, der mich auch jetzt wieder freundlich aufnahm und mich unter seinen Schuhs stellte. Vereint streiften wir in den Schluchten des Abgarr-Plateaus. Die Tage vergingen. Wohl hörte ich ab und zu nachts, wenn in mondbescheineten Stunden der Wüstenstrand leise klingende Melodien sang, von ferne die Rufe des „Herrn vom Berge“, die mein Herz rascher schlagen ließen. — Bis eines Morgens angstverstörte Hirten gelaufen kamen und vom Raube des Löwen klagten, der urplötzlich in der „Scheitanschlucht“ mordend und würgend erschienen sei.

Scheich Ben Ibrahim war zu einem entfernten Stamm geritten. Ich nahm mein Gewehr und rief Hassan, den braunen Sohn der Beni Msab, der mir leidenschaftlich ergeben war. Dann machten wir uns auf. Auf steinigen Pfaden ging es hinein in die Schlucht des Teufels.

Stundenlang mochten wir treu und quer gestiegen sein, ohne eine Spur des Tieres zu finden. Die Sonne brannte allühnende Strahlen, der Gaumen dörte, und Müdigkeitswellen zwangen zur Ruhe.

Was mich nach kurzer Zeit veranlaßte, eine eigenartig schimmernde Felsformation näher in Augenschein nehmen zu wollen, weiß ich nicht. Ich stand auf und ging langsam schlendernd dem seltsamen Naturgebilde zu. Ein vorher nicht bemerkter kleiner Umweg brachte mich aus der Sicht der Lagerstätte. Ich befand mich gerade in einer felsigen ähnlichen Schlucht, als ein unheimliches Gefühl mich hypnotisierend zwang, den Kopf zu wenden; gleichzeitig wehte der mir zugedrehte Wind einen penetranten Geruch, wie er nur Raubtieren zu eigen ist, herüber. Mein Herz drohte auszusetzen — etwa zehn Meter vor mir, am Eingang der Schlucht, stand ein Berberlöwe, mich aufmerksam beobachtend. Das Tier mochte etwa einen Meter hoch sein, den mächtigen Herrscherkopf umwaltete eine gelblich-braune, lebendig schimmernde Mähne. Wie erstarzt blieb ich einen Augenblick in der halbgewandeten Stellung, dann gewann der Verstand wieder die Herrschaft, und sieberhaft suchten die Gedanken nach Rettung. Ich stolperte rückwärts, ohne die mich noch immer ruhig beobachtende Bestie aus den Augen zu lassen. Doch meine erste Bewegung schien den Löwen zu reizen. Mit geschmeidigen lautlosen Schritten glitt er näher, — da — grauenvoller Moment — stieß ich irgendwo an: ich sah in der Falle! Hinter mir aufstrebende Wand, rechts und links Felsen . . . und vor mir das Raubtier, dessen glühende Lichter mir Eingangspforten der Hölle schienen. Und keine Waffe! Der Schwanz des Löwen peitschte den Boden, der lange schmale Katenleib duckte sich sprungvoll zusammen. Ich war angstvoll, verstörte Blüde, der Schweiß verlief in glühenden Tropfen.“

Der Erzähler stockte, von der Wucht der Handlung, die ihm geistig wieder grauenvoll vorzuschweben schien, gefesselt und schloß die Augen.

„Und? — Weiter! — Was geschah?“ weckten ihn hastige Stimmen aus seiner Versunkenheit.

„Da, meine Herren, irrten zuckende Hände mechanisch in die Seitentasche des Jackets, meine Finger erfaßten etwas, ich zog es heraus und hab es. Ein Gedankenblitz gab mir Hoffnung. Mit einem mächtigen Sprung hielt ich es dem Löwen vor . . . der hab es, schnell zurück, daß der prachtvolle Katenleib sich überschlug und gab dann mit eingeschnittenem Schwanz Fersengeld. Ich brach zusammen!“

„Und womit schlugen Sie den Löwen in die Flucht?“ fragte Steiner, der sich atemlos über den Tisch vorbeugte. „Was war's?“

„Das Bild unseres Oberförsters!“

„Prost, meine Herren!“

Spatz nimmt ein Bad.

Von Siegfried Jacoby.

Auf dem Weg des Parks ist eine Regenpfütze. Ein Sperling mit den dunkeln Federn, die das Männchen zieren, hüpfte über den Sand gerade auf die Pfütze zu. Die Flügel hängen schlapp herunter, der kleine Körper steht gedrungen in den Federn, der Schnabel ist geöffnet. Er ruft immer wieder dasselbe: „Schilp, schilp, schilp, schilp.“ Mit der besonderen Betonung und den gewohnten Feinheiten der Spatzensprache bedeutet das: „Ich will ein Bad nehmen. Stört mich nicht, Leute!“

Die Fußgänger bleiben gehorsam stehen; zuerst die alte Frau am Stod. Aus Respekt vor ihr, weniger aus Rücksicht auf den badenden Vogel, hält ein Zwölfjähriger sein zehnjähriges Schwesternchen an der Hand und sämmt die Lust der Kleinen, auf die Pfütze loszumarschieren, um es dem Vogel gleich zu tun. Auch eine junge Dame hält und bringt den Schirm in Ruh, den sie auf der Schulter quirlt. Es trocknet von den Bäumen. Es ist keine Viertelstunde her, daß der Park von her niedervorraselndem Wasser rauschte.

Der Sperling hüpfte an den Rand der Pfütze. Die zarten Beinchen tauchen ins Wasser. Ehe er sich weiter wagt, wirft er einen Blick auf die Zuschauer. Die Alte wird nichts tun. Das ist dieselbe Frau, die jeden Vormittag auf der Bank sitzt, von einer Semmel Krümel trennt und sie auf die Erde wirft. Dann kommen jedesmal die anderen Spatzen, fallen über das Ausgestreute her und fliegen mit dem Raub davon. Aber auch er bekommt sein Teil. Er ist wiederholt ganz nahe an den Rock der Frau gehüpft. Sie hat stillgehalten. Man darf ihr vertrauen. Wenn die junge Frau das Ungetüm, das sie auf der

Schulter tragt, herabnimmt und damit über den Boden fährt, weiß man nie, was sie im Schilde führt und welches Unheil sie anrichtet. Am gefährlichsten sind die Kleinen. Das läuft hinter allem, was Federn hat, und sagt. Wird man nicht erreicht, so angstigt man sich doch und muß manchmal den besten Bissen im Stich lassen. Alles verhält sich ruhig. Mutig muss man sein. Spaz tut zwei kleine Schritte in die Pfütze. Jetzt steht er bis zur Brust im Wasser. Wie wohl das tut! Das führt die Haut, das macht die Federn blank und fein.

„Wie süß!“ sagt das kleine Mädchen und zerrt an der Hand des Bruders. Es möchte den Sperling nicht stören, aber auch zu ihm laufen. Es wäre zu schön, ihn eben jetzt zu streicheln. Jetzt ist er sauber, und wie nah! Das Mädchen gehorcht der Hand des Bruders. Es wird Vater bitten, einen Sperling zu kaufen, den in ein Bauer setzen und ihm Wasser geben, damit er baden kann, so viel er will.

Der Bruder denkt: das Wasser ist nur klein für mich, für den Spaz ein weites Meer. Er hat wohl lange nicht gebadet. Im Winter reibt er sich höchstens einmal am Schnee ab. Wer hat den Spaz gelehrt, zu baden? Seine Mutter? Oder weiß er, baden ist gut, wie er Federn hat und schreit? Steht es in ihm von Natur? Ob die Großen es wissen? Werde ich es erfahren, wenn ich größer bin? Es gibt vieles, was man lernt. Gehört dies zu den Dingen, die man nie begreift? Mancher denkt wohl nicht einmal daran, zu fragen. Dann ist es etwas von dem Feinen, was mir so durch den Sinn geht, und dann verschwindet, wer abnt, wohin.

Die junge Dame sinnst: Kleiner Vogel, du hast es gut. Du bist immer bereit, Freude zu nehmen, wo du sie findest. Du fragst nicht lang. Du hast dich gar nicht vorzubereiten. Du bringst ins Wasser und hast alles, was du wünschst. Du brauchst keine Kleider zu kaufen, wenn du verreist, und sie nicht abzulegen, wenn du ins Wasser steigst. Für dich ist geforgt. Will ich deine Freude genießen, brauche ich viel, was ich nicht habe. Du bist glücklicher als ich.

„Ich wag's“, beschließt der Spaz. Die Menschen, die einzige Gefahr im Augenblick, verhalten sich wohl. Er schlägt noch einmal, dann schlägt er Schnabel und Auge und taucht unter. Königlich! Noch einmal unter Wasser! Man sieht nichts, man hört nichts. Unterdes mag mancherlei geschehen. Doch überlegt man zu viel, wird aus allem nichts. Am Ende: man hat Flügel. Man ist bisher stets gut davongekommen. Wasser, das kostliche, dringt in die Federn, steigt unter die Flügel, bucht über den Kopf. Er ist ganz nah. So kann er nicht bleiben. Erleichtern muss man sich, festschleudern die Flut. Er tritt einen Schritt zurück. Jetzt steht er im Flachen. Er schüttelt sich und rüttelt sich. Die Wasserverelen fliegen umher. Noch einmal. Fast ist er wieder wie vorher.

Die Alte träumt: So munter war einst ich. Ich tollte an der See. Ich war die wildeste unter meinen Gespielinnen. Was für eine Lust, vom Strand in die Wellen zu laufen, daß das Wasser über den Kopf flutete und man sich kaum aufrecht hielt. Wellen hinter Wellen rütteln an. Die Sonne schien. Am Strand warteten die anderen. Das ist längst dahin. Jetzt läbt man sich am Vergnügen anderer und wäre es auch nur ein Vogel. Neidlos sein ist das beste, was wir aus dem Leben nehmen, wenis, doch ist das Ganze so viel mehr?

Das kleine Mädchen jubelt. Stärker zerrt es an der Hand des Bruders.

Der Sperling nimmt die böse Absicht wahr. Doch er ist kühn. Was er jetzt tut, geht ihm nachher noch lange durch den Sinn. Er taucht schnell wieder unter, schüttelt sich noch einmal, und fliegt dann auf, fliegt, frisch vom Bad, in sein weites, lustiges Reich.

Neue Bücher

* J. Jörger: „Die letzten Schattenauer“. (Druck und Verlag von Friedrich Reinhardt in Basel.) J. Jörger, einer der besten und urwüchsigen Schweizerdialektfasssteller, zeigt in diesem großangelegten schriftdeutschen Bauernroman sein volles Können. Er ist selbst aus dem Kreis der stolzen Bergbauern Graubündens hervorgegangen und kennt sie deshalb bis in die innersten Falten ihres Herzens. Mit großer Einprägsamkeit und einer unerbittlichen Logik zeichnet er den Untergang eines einsamen Berghofes und seiner stolzen Bewohner. Es sind ganze Menschen, die Jörger uns vorführt; der Leser wird sie ebenso wenig vergessen, wie er die Gestalten eines Gottfried Keller oder Jeremias Gotthelf je vergibt.

* Friedrich Treksa: „Putsch auf Ithaka“. Roman. (Philipp Reclam jun., Leipzig.) „Putsch auf Ithaka“ ist eine richtige Sommergeschichte, launig und heiter. Der Roman spielt auf der glücklichen Insel Brioni in einem Kreis von Menschen aller Nationen, deren müßige Phantasie durch den klugen Einfall eines vorsorglichen Ehemanns von dem gefährlichen Spiel mit der Liebe auf den imaginären Putsch abgelenkt wird, der der Insel des Odysseus gilt, in Wirklichkeit aber nie zur Ausführung gelangt. Die Grundprobleme des Romans sind eigentlich sehr ernst, aber Treksa stellt sie dar in einer entzückenden kunsthaften, erlösten Form. Eine bunt verschlungene, auf und ab wogende Handlung mit tragischen und komischen, anziehenden und abstoßenden Gestalten.

* Heinrich Mann: „Viliane und Paul“. Novelle. (Paul Zsolnay, Verlag, Wien.) Phantastische Wirklichkeit, Symbolik und mondänes Leben geben diesem seltsamen, die Grenze zwischen Realität und Überrealitatem ständig wechselnden Liebesdrama zweier Menschen, die Trieb und Schicksal durch alle Phasen des Erlebens tragen, ein romantisches Gepräge. Ein dämonischer Kreis, der gespenstisch herumspult, leitet und steigert das leidenschaftliche Abenteuer als Regisseur und Zuschauer aus Passion. Er treibt die jungen Leute bis zur Verzweiflung des Vernichtungswillens und tritt schließlich ab, der Jugend das Feld überlassend. Eine geistreiche, mit der Fülle des Geschehens, trotz mancher Kräfte der Darstellung, bis zum Schlusse fesselnde Lektüre.

* Paul Burchardt: „Heitere Erlebnisse eines Malers in Italien“. Mit 24 Zeichnungen des Verfassers. (Druck und Verlag von Friedrich Reinhardt in Basel.) Paul Burchardt ist ein Maler, der mit offenen Augen durch die Welt reist und zuweilen gerne auch eigene Wege, abseits der großen Heerstraße, wandelt. So kann man denn auch in diesem frisch geschriebenen Buche in ein paar lästlichen Stunden mehr über Land und Leute in Italien lernen, als durch langes Studium wissenschaftlicher Werke. Ein prächtiger Humor und eine scharfe Beobachtungsgabe ist Burchardt eigen und er versteht es, bei jedem Menschen gerade das hervorzuheben, was ihn charakterisiert. Die Gestalten der italienischen Worte, der Ladri di Napoli und der verschiedenen Reisenden sind oft glänzend getroffen. Wenn er auch an ihnen zuweilen seinen Wit fast übermäßig ausläßt, so ist er doch nie verlebend. Aber auch die Schönheiten und Eigentümlichkeiten der italienischen Landschaft lernt man kennen und besonders die Streifzüge durch das unbekannte Sardinien bringen viel völlig Neues.

= Paul Befker: „Musikgeschichte als Geschichte der musikalischen Formwandelungen“. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.) Ein neues Buch von Paul Befker: ein Band, der Bände spricht! Man denkt: eine Musikgeschichte auf wenig mehr als 200 Seiten! Von Musikern aller Nationen und Jahrhunderte findet man im Register kaum 80 mit Namen angeführte; Geburts- und Todesdaten oder Stätten der Wirklichkeit — all solche Einzelheiten sind oft kaum erwähnt, die Werke nur in einzelnen charakteristischen Beispielen. Und trotzdem — oder gerade deshalb — liest man diese 20 Kapitel Musikgeschichte sozusagen mit fliegendem Atem. Die 20 Kapitel entsprechen 20 kurzen Rundfunk-Vorträgen des Verfassers, und da mußte naturnäher auf musikphilologische Detail-Schilderungen verzichtet werden. Aber in scharf umrissten Konturen, klar gestaltet, bringt Befker die großen und wichtigen historischen Abschnitte förmlich bildhaft zur Anschauung: von den „Griechen“ zur „Gregorianischen Musik“, von der „Mehrstimmigkeit des 10. bis 14. Jahrhunderts“ zu den „Niederländern“, von der „Polychorischen Musik des 18. Jahrhunderts“ zu den „Italienern des 17. Jahrhunderts“, und von „Bach und Händel“ über „Haydn“, „Gluck“, „Mozart“ zu „Beethoven“ zur „Frühromantik“, zu „Wagner, Verdi, Bizet“ und so mit Siebenmeilenstiefeln zur „Spätromantik“ und Moderne. Befker läßt dabei keine Entwickelungs-Theorie — im Sinne einer immer höheren Vervollkommenung — gelten; vielmehr eine Geschichte der Wandlungen oder Metamorphosen in der Kunst. Wie das Auf und Ab und wieder Empor eines erregten Wellenmeeres — so erschauen wir hier die Musikgeschichte in ihren immer neuen Wandlungen als die Geschichte des Wandels der Empfindungen, aus denen die Menschen jeweils den Klang erfaßten und ihn zu der ihnen gemäßen Kunstform gestalteten. Man — d. h. jedermann, der mit Musik in historiographischer Hinsicht schon etwas Bescheid weiß, wird diese „Geschichte der musikalischen Formwandelungen“ — auch wenn er nicht mit allen, oft kühnen Befkerschen Argumenten einverstanden sein mag — doch voll feinschmeckerischen Gelehrten durchstudieren.

O. D.